

Sonntags-Blatt

Ständehaus-Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gensche

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 45

Sonntag, den 3. Oktober 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 3. Oktober: Candidus. Montag, 4. Oktober: Franz v. Assisi.
Dienstag, 5. Oktober: Placidus. Mittwoch, 6. Oktober: Bruno. Donner-
stag, 7. Oktober: Justina. Freitag, 8. Oktober: Brigitta. Samstag,
9. Oktober: Dionysius.

Neunzehnter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Matthäus 22, 1—14.

In jener Zeit trug Jesus den Hohenpriestern und Pharisäern folgende Gleichnisse vor: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der seinem Sohne Hochzeit hielt. Er sandte seine Knechte aus, um die Geladenen zur Hochzeit zu berufen; aber sie wollten nicht kommen. Abermal sandte er andere Knechte aus und sprach: Saget den Geladenen: Siehe, mein Mahl habe ich bereitet, meine Ochsen und das Mastvieh sind geschlachtet, und alles ist bereit; kommet zur Hochzeit. Sie aber achteten es nicht und gingen ihre Wege, einer auf seinen Weilerhof, der andere zu seinem Gewerbe. Die übrigen aber ergriffen seine Knechte, taten ihnen Schmach an und ermordeten sie. Als dies der König hörte, ward er zornig, sandte seine Kriegsvölker aus und ließ jene Mörder umbringen und ihre Stadt in Brand stecken. Dann sprach er zu seinen Knechten: Das Hochzeitsmahl ist zwar bereitet, allein die Geladenen waren dessen nicht wert. Gehet also auf die offenen Straßen und ladet zur Hochzeit, wen ihr immer findet. Und seine Knechte gingen aus auf die Straßen und brachten alle zusammen, die sie fanden, Gute und Böse; und die Hochzeit ward mit Gästen ganz besetzt. Der König aber ging hinein, um die Gäste zu beschauen, und er sah daselbst einen Menschen, der kein hochzeitliches Kleid anhatte. Und er sprach zu ihm: Freund, wie bist du da hereingekommen, da du kein hochzeitliches Kleid anhast? Er aber verstummte. Da sprach der König zu den Dienern: Bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsternis; da wird heulen und Zähneknirschen sein. Denn viele sind berufen, wenige aber auserwählt.

*

Ein Lieblingsbild der heiligen Schrift: das große Gastmahl, das Hochzeitsmahl des Königssohnes. Christus, unser König und Herr, steht an der großen Heeresstraße der Welt, und an alle ergeht seine Einladung: Geht auch ihr in den Hochzeitsaal.

Das große Gastmahl ist die Berufung zur Wahrheit und Gnade Christi.

Seitdem der Herr die Erde bevölkert hat, stets erging die Einladung an die Menschen, die Wahrheit und die Gnade Gottes in Empfang zu nehmen. Und es ist oft rührend, die Berichte unserer Missionäre zu lesen, welche günstigen Umstände, welche Gelegenheiten Gott unter den Missionsvölkern eintreten ließ, daß die Einladung zum Eintritt ins Reich Gottes den rechten Augenblick traf, wie aber auch manchmal der von den Menschen gewählte Augenblick durch allerhand Schwierigkeiten verhindert wurde, sodaß ein späterer Zeitpunkt genommen werden mußte, der aber dann reiche Missionsfrüchte zeitigte.

Der Missionsgedanke hat innerhalb der katholischen Kirche nicht immer gleichmäßig Widerhall gefunden. Zwar hat die Kirche das ernste Missionswort des Heilandes, das als Befehl aufzufassen ist, nie ganz aus den Augen verloren. Aber entsprechend des Lebens in der Kirche, ihrer äußeren und inneren Verhältnisse lebte auch der Missionstrieb wieder auf oder trat zurück. Der Siedler im Urwald denkt zuerst daran, solide Wohn- und Wirtschaftsgelände herzustellen, ehe er die Urbarmachung des Landes ringsherum in Angriff nimmt. Auch die Kirche mußte erst ihr Gebäude gründlich fundamentieren, es nach innen ausbauen und gegen gefährliche Feinde sichern.

Die Geschichte der Kirche Gottes lehrt aber deutlich, daß der Missionsgedanke dann am fruchtbarsten war, wenn tiefes religiöses Glaubensleben den Leib der Kirche durchflutete und sich in zahlreichen Werken der Gottes- und Nächstenliebe nach außen hin kund gab. Auch das lehrt die Geschichte, daß auf die Zeiten innerer und äußerer Kämpfe stets eine Periode gesteigerter Missionstätigkeit folgte.

Es ist unverkennbar, daß der Missionsgedanke in gegenwärtiger Zeit sehr stark im Wachsen ist. Man kann das sehen an dem Wachsen der Missionsberufe unter unserer Jugend. Alle Studienhäuser unserer Orden und Kongregationen, die sich mit Mission abgeben, sind überfüllt, und fortwährend melden sich neue Kandidaten. Auch die weibliche Jugend steht nicht zurück. Wir

müssen in diesen Anzeichen die Vorsehung Gottes erblicken und sagen, daß unser Herrgott die schärfere und ausgedehntere Missionierung der Heidenländer beabsichtigt. Des öfteren haben wir in unseren Sonntagsbetrachtungen auf die Absichten Gottes mit dem jetzigen Krieg hingewiesen. Es scheint aber der Krieg und sein hoffentlicher Ausgang auch den Missionen zugute zu kommen. Zwar hat die barbarische und gegen alles Völkerrecht erfolgte Besetzung der deutschen Kolonien den dortigen Missionen schweren Schaden, hier und da völlige Vernichtung der unter unfähigen Mähen errichteten Ansiedlungen, Kirchen, Schulen usw. gebracht. Und da die Eingeborenen Zeugen der Vernichtung waren, ja selbst zu Senkensäcken an den Weißen aufgebunden wurden, so hat das Ansehen der Weißen und damit auch der Missionare einen empfindlichen Stoß erlitten und die fernere Tätigkeit der Missionare ist sehr erschwert. Allein unser Herrgott wird schon auch aus diesem Unglück Ersprießliches für unser Missionswesen entstehen lassen, wenn uns auch vorläufig die Zukunft noch verborgen ist.

Es will uns scheinen, als ob Gott der Herr durch den Krieg nicht bloß der Heidenmissionierung neue Bahnen weisen, sondern auch die Wiedervereinigung und Pastoration der getrennten Brüder der orientalischen Kirche uns nahe rücken wolle. Die Balkanvölker werden von der Bevormundung Rußlands frei, sie werden namentlich frei von den Einflüssen der russischen orthodoxen Kirche. Wo diese Kirche ihren Fuß hinsetzt, da wird das religiöse Leben zum Absterben verurteilt, Kultur und Fortschritt gehemmt. Es ist ein Jammer, zuzusehen, wie diese Naturvölker auf dem Balkan mit ihren tiefen religiösen Anlagen, mit ihrer Liebe zur Heimat und zum angestammten Glauben so verwahrloßt sind und von ihrer Kirche so wenig empfangen. Es ist noch erinnerlich, welche Hoffnungen sich Papst Leo XIII. auf die Wiedervereinigung der griechischen Kirche machte und wie er alles tat, um ihr den Weg zur Mutterkirche leicht zu machen. Von den Bulgaren war in den letzten Jahren in den Zeitungen die Rede, daß sie in Rom Schritte getan hätten, die Vereinigung mit der katholischen Kirche in die Wege zu leiten. Wir wissen nicht, was daran wahres war. Der König Ferdinand von Bulgarien ist bekanntlich katholisch, hat aber seinen Sohn, den Kronprinzen Boris, der katholisch getauft ist, später auf Drängen der orthodoxen Kirche — wahrscheinlich aber auf Verlangen Rußlands — dem Irrglauben zugeführt. Unterdessen hat sich König Ferdinand mit der katholischen Kirche wieder ausgeöhnt, aber der Kronprinz ist orthodox geblieben. Wenn Bulgarien in dem bevorstehenden Kriege in Anlehnung an Österreich seine politischen Ziele erreicht, und das Land endlich zum Frieden kommt, darf man annehmen, daß die katholische Kirche für ihre Einheitsbestrebungen einen günstigeren Boden findet.

Und die vielen unterdrückten und gewaltsam um ihren katholischen Glauben gebrachten Polen und Ruthenen in der Ukraine, wie werden sie den Augenblick herbeiführen, wo sie frei und ungehindert in die Kirche gehen, ihre Kinder taufen lassen und die Sakramente empfangen können. Die Verfolgung der Katholiken, besonders der unierten Ruthenen (d. h. der Ruthenen, die katholisch sind, aber ihre slawische Kirchensprache und ihren eigenen Ritus haben) bildet eines der schwärzesten Kapitel in der Geschichte Rußlands. Die Drangsalierung dieser Armen durch die russische Regierung geht in ihrer blutigen Grausamkeit in manchen Fällen über die Christenverfolgung der römischen Imperatoren hinaus. Nicht nur um ihren Glauben wurden die Leute gebracht, sondern auch um ihren Fortschritt und ihr Emporkommen. Das Volk sollte systematisch in Unwissenheit und Stumpfsinn gelassen werden, damit es keine Gefahr für das Reich werden konnte. Man nahm ihnen die höheren Schulen und errichtete keine Volksschulen, und wer irgend wie sich hervortat und sich der Leute annahm, dem war Sibirien sicher. So wartet das unglückliche Land auf seine Freiheit und auf die Stunde, wo der Priester zu ihnen kommt, ihre Kinder unterrichtet und ihnen auch in weltlichen Dingen zeigt, wie sie emporkommen und ihre Lage verbessern können. Ein unabsehbares, reiches, dankbares Feld der Betätigung finden namentlich unsere weiblichen Orden und Kongregationen unter diesem uns so sympathischen Volke.

Ob durch die Freundschaft Deutschlands und Österreichs mit der Türkei auch die Mohammedaner der katholischen Religion näher gebracht werden? Wer vermag es zu sagen! Bisher war die Mission unter ihnen schwierig. Es kam selten vor, daß ein Mohammedaner den katholischen Glauben annahm. Die Kongregation der Weißen Väter in Algier, die von Kardinal Lavignerie eigens für die Bekehrung der Araber gegründet wurde, — in Trier besteht eine Niederlassung — gehen in der Art vor, daß sie Araberinder in ihren Anstalten erziehen und später in eigenen

Törfern sesshaft machen. Auf diese Weise entstehen nach und nach katholische Gemeinden. Mit den alten Arabern ist fast nichts zu machen. Wo aber wie in der europäischen und kleinasiatischen Türkei die Mohammedaner sesshaft sind und Ackerbau treiben, da sind günstigere Bedingungen zur Christianisierung gegeben.

Wie man sieht, werden nach dem Kriege die Ziele der deutschen Missionare weiter gesteckt und neue Gebiete erschlossen. Es ist also nur zu begrüßen, wenn sich unsere Missionshäuser immer mehr füllen und immer mehr junge Leute beiderlei Geschlechts den schönen Beruf eines Glaubensboten ergreifen. Der deutsche Jüngling mit seinem Wissensdurst und seinem Drang in die Ferne findet im Missionsberufe die allseitige und edelste Befriedigung seiner Wünsche. Er lernt Land und Leute kennen, lernt fremde Sprachen sprechen. Der wissenschaftlich veranlagte Missionar findet reichlich Gelegenheit, Sprach- und Kulturstudien zu treiben, dem Gottesbewußtsein und den Religionsübungen der Urvölker nachzugehen, die Pflanzen- und Tierwelt der Tropen zu erforschen, überhaupt deutschen Namen, deutsche Gelehrsamkeit und deutsche Gründlichkeit zu Ehren zu bringen.

Auch die deutsche Regierung wird, dessen sind wir sicher, dem katholischen Missionswesen besseres Verständnis und größeres Vertrauen entgegenbringen und in den deutschen Missionaren die besten Pioniere für deutsche Kultur erblicken. Die deutschen Konsuln im Ausland dürfen nicht mehr geheimes Mißtrauen gegen die Tätigkeit der katholischen Missionare hegen, sondern sollen ihnen die Wege ebnen, die gleichermaßen die Einflußzone der katholischen Kirche wie der deutschen Regierung verbreitern und stärken werden. Auch den Anstalten im deutschen Reich, die die Missionare vorbeileben, kann sich die Regierung geneigt und wohlwollend zeigen, indem sie ihnen mancherlei Vergünstigungen gewährt, oder wenigstens sie mit demselben Entgegenkommen behandelt wie ähnliche Anstalten auf protestantischer Seite. In Deutschland wird seit ungefähr zehn, fünfzehn Jahren so viel geklagt über die Zunahme der gelehrten Berufe. Jeder, der zu etwas gekommen ist, will seinen Sohn studieren lassen. Schwierig ist, diese gelehrten Leute, wenn sie alle ihre Examina glücklich gemacht haben, anzustellen. Die Wartezeit bis zur definitiven Anstellung wird immer länger. Der Krieg hat ja nun die Wartezeit fast ganz abgeschafft, und gegenwärtig finden fast alle sofortige Anstellung. Aber in ein paar Jahren wird der alte Zustand wieder da sein. Nur auf dem Gebiete der Missionen wird niemals eine Wartezeit eingeführt werden. Es wäre erwünscht, wenn der Strom der gelehrten Berufe etwas mehr nach dieser Richtung hingelenkt würde. Kirche und Vaterland hätten gleichermaßen Nutzen davon. Natürlich will ich nicht damit sagen, daß sich junge Leute ohne Beruf zum Missionsstande drängen sollen. Denn hier gilt noch mehr als beim Priesterberuf die Warnung, nicht ins Heiligtum zu treten, wenn man sich nicht dazu berufen fühlt. Aber der Missionsberuf kann auch geweckt werden. Der Priester möge auf der Kanzel und in der Christenlehre davon reden. Priester und Lehrer haben in der Schule Gelegenheit, den Knaben und Mädchen die Leiden und Freuden der Missionare zu schildern. Dem einen oder andern mag man ein Büchlein von Spillmann als Lektüre geben oder einen Band „Kath. Missionen“. Auf protestantischer Seite hat man seit etwa zehn Jahren die sog. Missionsfeste eingeführt, die sehr wirksam für die Rot der ausländischen Missionen eintreten. Von katholischer Seite hat man diesen Gebrauch mit Erfolg nachgeahmt, in Süddeutschland wenigstens. Ich wünschte aber, daß auch in unserer Diözese mal der Versuch gemacht würde.

Die Ausbildung der jungen Leute zu Missionaren ist mit einigen Kosten verknüpft. Alle Missionsanstalten erheben ein Pensionsgeld von etwa 400—500 Mark. Früher hat man die Knaben umsonst aufgenommen. Man ist aber davon abgekommen, weil das Studium von vielen mißbraucht wurde. Es wird aber auf die Vermögensverhältnisse der Eltern Rücksicht genommen und Ermäßigung gewährt. Und wenn ein besonders talentierter, braver Junge mit wirklichem Beruf, aber ohne Vermögen kommt und um Aufnahme bittet, dann wird ein solcher auch jetzt noch unentgeltlich genommen. Unsere Missionshäuser würden noch mehr solchen Knaben zum Ziele verhelfen, wenn sie mehr Mittel zur Verfügung hätten. Die Unterhaltung dieser Häuser hängt fast ganz von der Wohltätigkeit der deutschen Katholiken ab. Auch die Unterhaltung der Missionen selbst in den überseeischen Ländern wird in den meisten Fällen vom Missionshause bestritten. Die Missionare bemühen sich ja, ihre Häuser sobald wie möglich unabhängig und selbständig zu machen, durch Anlage von einträglichen Pflanzungen (Tabak, Tee, Kakao, Kaffee usw.). Aber durch Mangel an Personal, oder an Betriebskapital, oder an sonstigen äußeren Hindernissen, wollen sie nicht recht vorankommen. Oft sind sie auch durch die entgegenstehenden kirchlichen Vorschriften oder ihre eigenen Ordensstatute darin gehindert. Die protestantischen Missionsgesellschaften sind darin viel freier und verfügen deshalb immer über flüssiges Geld. In Kamerun z. B. betreibt die Baseler Missionsgesellschaft, die dort neben unseren Palotiniern wirkt, große Faktoreien und unterhält ausgedehnte Warenlager, wo sie an die Eingeborenen ihre Waren verkauft, so ähnlich wie bei uns in jedem Krämerladen. Daß das unsere Palotiner nicht nachmachen können, liegt auf der Hand. Die Baseler Missionsgesellschaft verdient dabei aber ein schönes Geld, und kann immer wieder neue Schulen, neue Kirchen bauen und für die Befolgung der Katecheten ansehnliche und für die Schwarzen verführerische Summen ausgeben. So bleibt es immer eine Ehrenpflicht der deutschen Katholiken, für ihre deutschen Missionen im Ausland einzutreten und ihre Weiterexistenz sicherzustellen. Bp.

Der Rosenkranzkönigin!

In herblich dunkeln Farben steht der deutsche Wald.
Der Herbststurm kommt und reckt den Griff
Zerpflückt er übermütig tobend,
Was und der holde Mai verschwenderisch geschenkt.
Die letzte Rose, die in später Stut
Des Lenzes Blütenpracht
Wie eine glückliche Erinnerung so zärtlich birgt,
Blüht in den Gärten,
Das U. L. Frau im sel'gen Mai den Altar schmückte.
Ich kann nur diese Rose bringen,
Du heilige Frau, nur diese eine Rose.
Doch bring ich sie voll Hoffen mit dem Gruße,
Den Mutter einst den wilden Knaben lehrte.
Und Gruß und Rose sollen flehen:
„O Friedensfrau,
Die uns den Friedensfürsten gab,
Sieh meines Volkes Not!
O sieh der Mütter, Frauen, Bräute Angen,
Der armen Kinder sehnend Warten!
O schirm die Söhne, Männer, Brüder,
Die unsres Friedenskaisers herrlich Wort
Zum scharfen Schwerte rief;
Die nun in schwerer Fährnis stehen
Und in des Krieges grimme Donnerstüme
Den gleichen Gruß wie ich voll Jutraun stamme!“

„Gegrüßt sei, Gnadenvolle,
Der Herr war stets mit Dir,
Und unter allen Weibern bist du hoch
Gebenedeit wie auch Dein süßer Sohn.
O bitt für uns und was uns lieb und nah
In dieser Not und in des Todes Gefahr —
So sei, o Mutter, Jungfrau — Amen!“

Daß Gruß und Rose doch Erhöhung fänden!

P. S. B., O. F. M.

Aus dem Schätze liturgischer Schönheit

Die Wechselgesänge aus der Messe einer Jungfrau und Martyrin.

Was anscheinend soweit auseinander liegt: Martyrertum, das selbst Heidenjensen zaubern und zagen macht und Jungfräuschaft, die in zarter, schwächter Brust wohnt, hat die von Christus gestiftete Kirche in herrlicher Harmonie verbunden. Und Lichtgestalten, wie eine hl. Agnes, die mit zwölf Jahren schon diesen wunderbaren Bund verkörperte, eine hl. Thessa, Cassia, Agatha ragen hoch hinaus über die dunkle, leidenschaftliche Welt. Zur Ehre dieser heiligen Heiligen hat die Liturgie zwei Messenformulare geschaffen; das eine davon soll in folgendem erklärt werden.

Der Introitus dieser einen Messe lautet: „Wir lauerten die Sünder auf, mich zu verderben; ich aber habe acht auf deine Zeugnisse. Ich sah ein Ende jeder (menschlichen) Vollendung; doch endlos weit reicht dein Gebot. Ps. Glückselig die, so makellosen Wandels sind, die im Gesehe des Herrn eingehet. Ehre sei ihm. Wir lauerten usw.“ — Der hl. Martyrer-Jungfrau lauerten die Sünder auf, um sie zu verderben. Kürzer und treffender kann die Leidensgeschichte dieser Heiligen nicht gezeichnet werden. Sie sollten durch die gottlosen, listernen Verfolger nicht nur an der Seele durch Verleugnung ihres Glaubens verdorben werden, sie sollten für gewöhnlich auch in ihrem Heiligtum, in ihrer Frauenehre angegriffen und vernichtet werden; sie sollten vollständig verdorben werden, in der vollen Bedeutung dieses Wortes, und dieses brohende Verderben wurde, mit den furchtbarsten Nötigungen ausgerüstet, auf sie losgelassen. Doch hl. Seelen siegten, weil sie die Gebote des Herrn recht verstanden. Sie wußten, daß nur die freie Einwilligung in die satanische Zumutung zum Falle bringen kann, sie wußten, daß der heidnische Schmutz nur äußerlich an ihre Seele schlagen konnte, daß diese Seele rein und unbesleckt blieb, wenn der Wille fest verharrte. Und dieser Wille war durch göttliche Einsicht und göttliche Gnade unbeflegbar. Denn alle menschliche Vollendung, alle irdische Macht hat ihre Grenze, sie kann niemals dahin reichen, wo das Gebot des Herrn als ungeschmälerter Herrscher thronet. Der Gedanke, daß Gottes Macht allein in die Seele und die Ewigkeit hineinreicht, hat die Martyrer zu Helden gemacht, zu den großen Gehorchenden, die von wahren Siegen reden. Der Psalmvers paßt herrlich auf das Leben und die Vollendung einer hl. Martyrer-Jungfrau: ihr ganzer Lebenslauf war Unbescholtenheit und Keinheit und ihr Ende das Ueberwinden aller Gemeinheit und Schwäche. Was sie dazu befähigte, zeigt das Graduale: „Es hilft ihr Gott durch sein Duldbantlik; Gott ist in ihr, nicht wanket sie. Des Stromes Wogen drang erfreut die Gottesstadt; geheiligt hat sein Zelt der Allerhöchste.“ — Im Kampfe mit grausamen und verdorbenen Feinden war Gott der Helfer dieser Heiligen. Er wohnte in ihrem Herzen in seiner allmächtigen Ruhe. So wankt sie nicht, nicht in den größten Körperqualen, nicht in den entsetzlichen Seelenpeinen. Sie wankt nicht, denn Gott läßt des Gnadenstromes Wogenbrang in ihr Herz überfluten, er heiligt sie in solch grenzenloser Begnadigung, daß sie als Gezeilt des mächtigsten Herrschers, des großen Gottes

aneinnehmbar ist. Doch nicht nur Gottes Gnade allein rettete die Gottesstreiterin, auch die eigene Mitwirkung; deshalb singt der Allelujavers: „Alleluja, Alleluja! Diese ist eine weiße Jungfrau, und eine aus der Zahl der Klugen, Alleluja!“ — Sie ist eine von den weisen Jungfrauen, die nicht um Vergänglichliches Unvergänglichliches wegwerfen; in ihrer himmlischen Weisheit geben sie freudig alles hin, was der Erde gehört, auch den jugendlichen Leib, der noch am Leben hängt, um Himmlisches dafür einzulösen. Das ist wahre Klugheit! In der österlichen Zeit wird dieser letzte Vers als erster Allelujavers gesungen; der zweite lautet: „O wie schön ist ein keusches Geschlecht im Tugendganzel Alleluja!“ — Die Schönheit einer keuschen Seele ist so groß, daß sie selbst den Verworfensten Ehrfurcht einflößt; gesellt sich dazu noch der Selbennut einer starken Seele, dann stehen wir bewundernd vor solch einem Schauspiel. Die Schönheit, die Leib und Seele in herrlichster Harmonie erscheinen läßt, die die Seele und das Göttliche über den Leib und das Irdische stellt, wird weiter ausgeführt im Offertorium: „Anmut ist ausgegossen über deine Lippen; denn Gott hat dich gesegnet auf immer und auf ewig.“ — Die Schönheit, die im Herzen einer hl. Märtyrer-Jungfrau wohnt, und die in der stillen Harmonie zwischen dem Streben und Entsagen einer Seele und den göttlichen Sagenen besteht, muß sich notwendigerweise nach Außen kundtun. Gerade in den Worten voll Reinheit und Ruhe spiegelt sich am ehesten eine wohlgeordnete Seele, deshalb heißt es: „Anmut ist ausgegossen auf deine Lippen!“ Diese Anmut offenbart sich ferner in dem Bekenntnis des Glaubens — voll bescheidenem Freimut, voll demütiger Stärke. So wurde sie auch vom Herrn gesegnet, droben in ewiger Unsterblichkeit.

Der Kommunionver sagt dann noch einmal den Hauptcharakterzug im Leben einer jungfräulichen Blutzaugin zusammen mit den Worten: „Recht übte ich und Gerechtigkeit; o Herr, laß nicht die Uebermütigen mich lästern. Ich richtete mich nach allen deinen Vorschriften und haßte jeden Frevelweg.“ — Für Recht und Gerechtigkeit trat auch die von Natur schwächere Jungfrau ein, nicht nur im Kampfe, der sich im Innersten des Herzens abspielt, sondern auch im Kampfe, zu dem eine mächtige, wenn auch sinkende Selbennut rief. Deshalb durfte sie aber auch voll Vertrauen zu Gott um Hilfe rufen. Und derjenige, der das Arme und Kleine und Schwache dieser Welt erwählt, um seine Großtaten auszuführen, gab nicht zu, daß ihre Feinde sie lästern überwand; er stärkte sie, daß sie sich auch mit den schwersten Opfern den Vorschriften des Herrn unterwarf und den Frevelweg haßte — nicht in Gefühlen und Worten allein, sondern auch in heldenmütigem Kampfe für das Heilige und Reine und Göttliche.

Wenn Gott in eine schwache Jungfrau einen solchen Selbennut legen konnte, daß sie jubelnd auf den Kampfplatz und zur Krone eilte, dann dürfen auch wir erwarten, daß er in unseren Schwachheiten und Versuchungen nicht nur den Sieg anregt, sondern auch vollendet mit seinem heiligen Lichte und seiner starken Gnade.

P. S. W., O. F. M.

Der hl. Franziskus — der große Arme von Assisi

(4. Oktober.)

Ich lebe zwar, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir. (Gal. 2, 20.)

Der Ausspruch des Herrn: „Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden!“ ist wohl an keinem Heiligen so glorreich in Erfüllung gegangen wie am hl. Franziskus von Assisi. Nicht nur, daß die Seinen mit begeisterter Liebe an ihm hängen, nicht nur, daß die Katholiken ihn als einen ihrer ruhmreichsten Heiligen verehren; mit fast schwärmerischer Hingabe vertiefen sich auch die Andersgläubigen in das Leben des großen Armen von Assisi.

Des Heiligen Wiege stand in der umbrischen Felsenstadt Assisi; er wurde 1182 geboren. Von dem gewinnstüchtigen Vater Pietro Bernardone ging wenig auf den Sohn über, desto mehr aber von der frommen, edlen Mutter Pica, deren Heimat die sonnige Provence gewesen sein soll. Die Mutter hatte den Kleinen, mehr aus Himmlische denkend, Johannes genannt; der Vater rief ihn Francesco, in Erinnerung an das Land, in dem er so gute Geschäfte gemacht hatte. Die Erziehung des Kleinen zielte auf einen gewandten Kaufmann hin. Doch Franziskus hatte wenig Sinn für Zahlen und das Reisschen um kostbare Tuchballen. Er liebte ein fröhliches Leben, das in lustigem Spiele und jedem Spiel dahinschlief. Das Gemeine haßte er, der Schmutz war ihm zuwider; Feste die von beiden frei waren, hatten an dem reichen Kaufmannssohne den freudigsten Förderer. Bald hieß Franziskus in Assisi nur der „König der Jugend“.

Im vierundzwanzigsten Jahre befiel ihn eine schwere Krankheit. Als er sie überwunden und zum erstenmale wieder in die herrliche Natur Umbriens hinaustrat, war er ein ganz anderer. Eine eigenartige Unruhe ergriff ihn; seine Seele begann zu tasten und zu suchen, eine Begeisterung für ritterliche Taten trieb ihn für kurze Zeit zum Soldatenstande. Doch auch dort fand er kein Genüge. Immer deutlicher erging an ihn der Ruf des Herrn zur vollkommenen Nachfolge seines Sohnes. Als er

das Wort hörte: „Franziskus gehe hin und erneuere mein Haus!“ verstand er es noch nicht ganz; er stellte drei zerfallene Kapellen wieder her, wurde vom Vater unterdessen enterbt und kam in neue Schwierigkeiten, bis er am Feste des hl. Matthias die Worte des Festevangeliums als an ihn gerichtet vernahm: „Ihr sollt weder Gold noch Silber, noch Erz in euren Gürteln tragen, weder Reisetasche, noch zwei Röcke, weder Schuhe an den Füßen, noch einen Stab in der Hand!“ Jetzt wußte er den Weg! In immer reicheren Ströme ergoß sich nun des Himmels Licht in seine Seele und riß ihn von allem los, sodaß er einst die ganze Nacht nichts anderes wiederholte als: „Mein Gott und mein Alles!“

Es sammelten sich die ersten Genossen um den Heiligen. Papst Innocenz III. gab ihnen 1210 mündlich die Bestätigung ihres armen Lebens. Nach einem kurzen Versuche in Rivotorto bei Spoleto, lehrte Franziskus nach dem Kirchlein Portiunkula zurück, das nun die Wiege eines der größten Orden werden sollte.

Der Geist, der so mächtig in dem kleinen, armen Manne glühte, ergriff bald die ganze Welt. Es entstanden nach und nach der zweite Orden für Frauen und der dritte für solche Seelen, die in der Welt ganz ihrem Gotte gehören wollten.

Franziskus zog dann mit seinen Söhnen hinaus nach allen vier Himmelsrichtungen, um als Eroberer Christi die Welt zu durchziehen. Er und die Seinen redeten die Sprache des Volkes; die frohe Botschaft des Herrn, redeten von Tugend und Laster, Licht und Ehrlich, wie sie es im Herzen fühlten, verkündeten sie von Strafe und Belohnung, wie es ihnen der Herr eingab. Die Völker horchten auf, solche Predigt hatten sie noch nicht vernommen, und solche Männer, los und ledig alles Irdischen, hatten sie noch nicht gesehen. Eine große Erneuerung ging durch die Gänge Italiens, Frankreichs, Spaniens und Deutschlands. Allen voran Franziskus, der Verord Gottes! Selbst vor den mächtigen Sultan Aegyptens trat er und verkündete die Gebote des Christentums.

Als er aus dem Morgenlande heimgekehrt war, gab er seinem Orden mit Hilfe des Kardinals Ugolino, des Väteren Gregor IX. eine dauernde Verfassung. Nachdem er so den Bestand seiner Stiftung gesichert, begab er sich, obwohl stoch an Körper, von neuem auf das apostolische Kampffeld. Durch Wort und Beispiel suchte er alle für Christus zu gewinnen. Und wohin er nicht persönlich kommen konnte, dahin sandte er seine ergreifenden Briefe, hinter denen die ganze, von Gott erfüllte Gewalt des Heiligen steht. Nichts war ihm zu schwer im Dienste seines Gottes, sein Mittel ließ er unversucht, wenn es für Gott begeistern konnte. So baute er auch in den Bergen bei Greccio die erste Krippe und schuf damit einen Prediger der göttlichen Liebe, der nun schon seit siebenhundert Jahren so ergreifend mahnt: „Lasset uns lieben das Kindlein von Bethlehem!“ In seiner Begeisterung für Gott schrieb er aus den herrlichen „Sonnengesängen“, worin ein großer Dichter Menschen und Natur zum Preise des Unendlichen aufruft. Als Heiliger und Dichter hat er die Kulturverhältnisse seiner und der kommenden Zeit aufs glücklichste beeinflusst.

Doch bei allem Wirken nach Außen vergaß Franziskus die eigene Seele nicht. Tag für Tag sann er darauf, dem Gekreuzigten ganz gleich zu werden. Hand er im Innersten seines Herzens noch ein Häserchen, das an der Erde hing, so riß er es los und warf es von sich, denn in seiner Seele sollte Gott allein herrschen. Deshalb warf er auch allen irdischen Besitz von sich; mit dem Eifer, womit sonst die Menschen den Besitz suchen, eiferte er für das Freisein von allem, was der Welt angehört — die Armut nannte er seine hl. Braut, der er mit glühender Liebe anhing.

In einem Herzen, das ganz von der Welt frei ist, muß Gott mit seiner Gnade herrschen. Dort gilt des Himmels Liebe allein. Diese Liebe offenbarte sich bei Franziskus vor allem als Kreuzesliebe; dem Gekreuzigten strebte er mit heiliger Leidenschaftlichkeit gleich zu werden. Das Einprägen der Wundmale Christi auf dem Berge Alverna ist die äußere Bestätigung eines inneren völligen Aufgehens in den Gekreuzigten.

Franziskus war mit der Stigmatisierung gleichsam vollendet. Der Tod durfte kommen; jubelnd und singend nahm er ihn am Abend des dritten Oktobers 1226 auf. Zwei Jahre später sprach Gregor IX. den großen Freund heilig.

Weil S. Franziskus alles, was in ihm lebte, Gott anheimgab, war er ein so begeisterter Freund der Armut, der Armut, die den Menschen nicht in den Staub hinabdrückt, sondern über die Erde erhebt. Auf solche Weise arm ist jeder, der sein Herz losreißt von dem, was dem Irdischen entstammt. Und so kann jeder arm sein, und solche Armut macht froh und stark, aufrecht und himmelsreif.

Eine froh ertragene Armut ist eine ehrenvolle Sache, ja, sie ist eigentlich keine Armut, denn wer sich so mit ihr abfindet, ist reich, da nicht der arm ist, der wenig hat, sondern der, welcher mehr haben will. (Seneca.)

P. S. W., O. F. M.

Der Urlauber

Von Hans Gisebert.

Fünf Söhne hat Gritt Schöneiseffen im Feld. Der jüngste, der Kobes, war reklamiert, aber der ist jetzt auch gezogen worden.

Fünf stramme Jüngens; zwei bei den siebten Jägern, zwei bei der Infanterie und einer bei den Bionter. Die Nachbarn helfen ihr, sonst könnte sie's nicht schaffen. Dem Haselhofbauer sein Hannes führt die Kuh auf die Weide und die Frauen haben ihr beim Mähen geholfen. Der Schöneiseffen ihr Mann ist ja

keine Hilfe mehr, nur eine Waise, gelähmt und taub wie er ist. Und doch bittet sie jeden Tag, wenn sie zum lieben Gott um eine glückliche Heimkehr für ihre Jungen fleht, daß sie den Vater noch lebend antreffen.

Manchmal schicken die Söhne etwas von ihrer Löhnung, manchmal können sie's nicht abbringen. Und oft genug bitten die in Ost und West um ein Päckchen mit Gaben aus der Heimat. Das Gritt steht am Waschkübel und in der Küche, es geht hinter dem Pflug und setzt Kartoffel. Und zweimal in der Woche bringt es große Körbe von allem Möglichen, was der Wald hergibt, in die Stadt. Es ist nur gut, daß die Nachbarkinder ihr suchen helfen, und die Stablkent so erpicht sind auf Röhren- und Erikasträucher, je nach der Jahreszeit, auf Pilze und Brombeeren und Gelbbäumen, sonst wüßte sie nicht, wo bares Geld herbringen. So schenkt das Brombeerweibchen, das aber auch Berggymnast und Raisträuter und wenn der Froschhannes seine Gicht hat, Froschschenkel vertreibt, den zweiten Weg über die Berge und die Bahnfahrt vierter Klasse nicht, und ist überall gern gesehen. Und auf der Eisenbahn überschlägt es schon, wieviel es lösen und wie hoch sein Reingewinn sein wird. Für sich selbst und den Mann hat Gritt nicht viel nötig; das bißchen Sach', was man fürs Leben braucht, das zieht man sich selber. Und das Spanferkel, das es auf dem Johannismarkt kauft und schön fett mästet, gibt Salzfleisch für den ganzen Winter.

Immer vergnügt ist das Gritt, die viel älter als sie ist, aussieht, weil sie ihr Leben doppelt gelebt hat in Mühe und Arbeit. Und weiß immer was zu erzählen, was der Matthes und der Nidela oder der Toni geschrieben haben. Und politisiert und philosophiert, daß es eine Art hat. Und setzt den Niesmachern, die stöhnen und jammern, den Kopf zurecht. Die Deutschen müssen siegen, koste es, was es wolle. Und wenn es das eigene Fleisch und Blut wäre . . .

Innerlich ist das Brombeerweibchen aber voll zitternder Mutter Sorge. Einen von den Jungen hat es so gern wie den anderen. Nur grad der Nidela . . . das ist ein „Korrascheerter“, ein Kräftiger und Fleißiger. Und wieder weichmütig und der Mutter untertan. Der kann ihr an die Hand gehen und Sonntags bei ihr sitzen, wenn die anderen sich mit Tanz und Spiel belustigen und kann mit dem Dadder so gut umgehen und kann in den Mußestunden hämmern und sägen und das Häuslein aussticken. Und gerade von dem Nidela hat sie so lange nichts gehört . . . Sie will ja nichts Schlimmes glauben. Dem Wasserich sein Kestler hat geschrieben, in Rußland gehe es so schnell vorwärts, daß man schwer zum Schreiben komme; so wird es auch mit dem Nidela sein. Aber nächstens schlägt ihr das Herz doch, daß sie denkt, es müsse zerspringen . . .

Und dann kommt ein Brief, den muß das ganze Dorf lesen. Der Nidela hat das Eisene Kreuz bekommen . . . Leicht verwundet ist er, ein Streifschuß am Arm; aber er soll doch auf zehn Tage Erholungsurlaub in der Heimat haben.

Das ist ein Festtag für das Gritt, als der Nidela ankommt, groß und stattlich und sonnengebrannt. Und nur Augen für die Mutter, so sehr die Mädchen sich auch nach ihm umschauen. Und ist trotz der großen Ehr nicht stolz und hoffärtig, sondern ganz der liebe gute alte Jung geblieben.

Am Sonntag kocht das Gritt ein Mahl, das auf einer fürstlichen Tafel willkommen wäre: frische Forellen aus der Lieser, die der Kobes auf den Bachtischen des Wirts vom Nerothor Kopf gefangen hat. Zum „dreibrätigen“ Kaffee hat das Gritt einen Kriegskuchen gebacken, an dem nicht an Rosinen, wohl aber an Eiern gespart ist und der keine genügende Kraft zum Aufgehen gefunden hat. Schadet nichts! Dem Nidela schmeckt es in der Heimat doch vorzüglich, und der alte Dadder sitzt still dabei, sieht den Sohn glückselig an und nicht zustimmend mit dem Kopfe zu seinen Erzählungen, ob er auch kein Wort davon verstehen kann.

Nach der Vesper kommen die Nachbarn herüber und sitzen mit um den schmalen Tannentisch in der Stube mit dem grellbunten, vergifteten Oelstrich aus der Zeit, da der alte Kaiser Wilhelm noch Prinzregent war und mit dem neuen Oelstrich vom Kyllburger Markt, der den Hindenburg mit glattem rotwangigem Gesicht und siebenglänzenden blauen Augen zeigt.

Da sitzen die Männer mit ihren kurzen Pfeifen beim Dieg, reden nicht viel, wollen aber was erzählt haben. Da müssen sie dem Nidela förmlich die Worte aus dem Munde ziehen. Eher spricht er noch von den Taten der Anderen: „Dän Ihrlicher Franz, dän hat seinen Hauptmann en Stumm weit getragen, wie ähm schwer verwundet war. Et woar en dick, schwären Mann, dän Hauptmann und dän Franz hat schwerst en Schuß in den Arm . . .“

Glücklich steht das Gritt dann neben dem Sohn, und jedem muß es auffallen, wie sehr die Beiden sich gleichen. Das verkrüppelte Weibchen, dessen runzliche Wangen an einen Reinetapfel im Frühjahr erinnern, und der prächtige junge Mensch. Dieselbe gebogene Nase, dieselben dunkelblauen Augen mit dem schnell erfassenden Blick, dieselbe gerade Form des Kinnes.

Sie wissen alle im Dorfe, was er geleistet hat, der Nidela: Es handelte sich um einen gefährlichen Patrouillengang, zu dem sich niemand meldete als er allein. Er mußte dazu den Njemen durchschwimmen, er hat das getan, die feindliche Stellung ausgekundschaftet und ausgekundschaftet wie die Russen bei einem Brückenbau waren. Die Brücke ist nicht fertig gebaut worden, dafür hat der Nidela gesorgt.

Der Mutter hat er das alles erzählt. Aber sich vor den Fremden seiner Tat rühmen — das ist nicht Eifer Art.

„Ihr hatt et joa geküert“ sagt er ruhig, klopfte seine Pfeife

aus und spricht von der Kartoffelernte und den guten Michaelstagen an der Mosel.

Der Haselhofbauer, der an der Drehschmiede das Unglück mit dem Fuße gehabt hat, kneift dem Schützen ein Auge. Er ist künig (kündig, kennt sich aus) und wird den Nidela schon zum Reden bringen. Er beginnt den Dergang absichtlich falsch zu erzählen. Das stachelt den Nidela mehr als alles Breden. „Das is et dir doch angst und bang tuere, wie Ihr Drei ganz allein ausgerückt seid, wat, Nidela?“

Rum fährt der Dursche auf: „Angst? Mir mlt leid!“ Nidela hat das Herz damals geklopft; aber das würde er heute so wenig eingestehen, wie damals. „An von wegen nem Zweiten . . . Bahl! Keiner hat sich gemeldet von den Banghosen, weil der Njemen mit Hochwasser ging und die Russen Scharfschützen aufgestellt hatten. Ich kann se aber doch an der Nas herumgeführt; ich bin die meiste Zeit unter Wasser geschwommen. Durch die Strömung bin ich abgetrieben un wie ich da an Land kam, hört ich dat Tiden und Sämmern und wußte, wat die Kauselerle vorhatten . . . Dann kommt die Geschichte zum Vorschein, ausführlich und trocken, wie die Hörer sie haben wollen. Von seinem Wanderschaftsgang in der Nacht, von dem Dochtverhar, von dem er fast nicht loskommen und den er mit der Schere durchschneiden mußte, von dem russischen Wachtposten, den er fast gestreift und von seiner Heimkehr am frühen Morgen, verfolgt von Maschinengewehren und Flintenkeulen. „Wiech Wasser han ich geschluckt als in meinem ganzen Beewe. Sündemoal han ich drinke (tauchen) müße. Un immer gegen die Strömung. Over ich sein Heimkumme. Dat Halsoh hätt Ihr erleewe solle, wie ich mich gemeldet han. Dän Hauptmann hat mir en groß Glas Kognak eingeschickt: „Trinken Sie, Junge, daß Sie uns nicht krank werden! Ihre Meldung ist uns soviel wert wie ein gewonnenes Gefecht. Ihr Preis haben Sie sich wohl verdient . . .“

Das Gritt sitzt steif und stolz und strickt an den Strümpfen für den Nidela. Der Dadder legt die Hand hinters Ohr und wackelt mit dem Kopfe; der Haselhofbauer schmunzelt; der Schulze schlägt dem Urlauber herb auf die Schulter. „Die Hallscheider Jungen können sich mit Ehren sehen lassen. Wenn Ihr heimkommt, Schönschneisen, und das hoffen und wünschen wir Alle, so spricht bei mir vor, Ihr wißt, mein Schwiegersohn ist gefallen. Da kann sich einer mit kräftigen Armen ein schön Stüd Geld bei mir verdienen . . .“ Die Anderen trinken und lachen. Da schaut der Balnes vom „Nerothor Kopf“ herein: „Der Tagesbericht ist an der Post angeschlagen: Wilna ist in unseren Händen.“

Auf sind die Männer und davon: der Urlauber zuerst.

St. Michaelstag

Von B. Borgmann.

Der 29. September ist dem hl. Michael geweiht, der als Schutzpatron des jüdischen Volkes galt und seit der babylonischen Gefangenschaft als oberster der sieben Erzengel gefeiert wurde. Nach einer jüdischen Sage soll er über dem Leichnam des Moses, dessen Bestattung ihm übertragen war, mit dem Satan gekämpft haben. Auch die Johanneische Apokalypse stellt ihn als Sieger über den Drachen oder Satan dar.

Bei der Einführung des Christentums in unserm Vaterlande war die Lehre von der hohen Machtstellung dieses Gottesboten schon in dem Maße unter unseren germanischen Altvordern verbreitet, daß sie vor ihrer Taufe sich die Versicherung geben ließen, daß durch diesen heiligen Akt der Erzengel Michael ihr Schutzpatron werde. So trat nun an die Stelle des germanischen Ernte- und Kriegsgottes Wodan der bewährte starke Kämpfer Michael, der bildlich — ebenso wie Wodan — als Schimmelreiter, ein zweischneidiges Schwert in der Rechten haltend, dargestellt wird. Zuweilen trägt er auch die abmessende Wage in der Hand, um die guten und bösen Taten der aufgeweckten Seelen abzuwägen. Aus diesem Grunde hat man wohl auch sein Fest in die Jahreszeit verlegt, in welcher die Sonne in das Zeichen der Wage tritt. Im Jahre 492 wurde das „Fest der Engel“ oder kurz „Engelfest“ in der katholischen Kirche durch den Papst Gelasius I. angeordnet und im 9. Jahrhundert allgemein in der Kirche auf den 29. September verlegt. Die Reichsstände zu Mainz erwähnen es schon 813 als „Kirchweihfest des heiligen Erzengels Michael“. Ursprünglich feierte die Kirche zwei verschiedene Gedächtnistage zu Ehren dieses Heiligen: am 15. März und 8. Mai. Diese beiden Feste verloren jedoch sehr bald an Bedeutsamkeit, während der 29. September schon früh der Hauptfesttag wurde und blieb, indem das Konzil zu Mainz es in die Zeit der sogenannten Gemeinwoche verlegte, in welcher die Sachsen einst ihr großes Opferfest begingen. In der Gemeinen Woche oder Weimwoche, die jetzt am Sonntage nach Michaeli beginnt, fanden früher die Volks- und Gemeindeversammlungen statt, welche Thing, und zwar — von der Jahreszeit, in der sie fielen — Herbstthing hießen. Eine Erinnerung an diese Gemeindeversammlungen, die auf freiem Felde abgehalten wurden, wo die Könige, Fürsten und Richter Recht und Urteil sprachen und alle Streitigkeiten schlichteten, hat sich bis zu Anfang dieses Jahrhunderts in Schweden erhalten.

Bei uns hat Michaelis gegenwärtig nur noch den Charakter eines Erntefestes bewahrt. Auch als Wetterprophet mit der Michaelstag. Alte Bauernregel sagen: „So viel Fröste vor Michaeli fallen, so viel treffen nach dem ersten Mai ein“. „Viel Eichen um Michaelis. Viel Schnee um Weihnachten“.